

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 23 (2016)
Heft: 255

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hetze gegen Flüchtlinge oder: der Feind in mir

TEXT: TOM STRAUB

Am 14. März trafen zwei unterschiedliche Gruppen in Wien aufeinander. Die einen demonstrierten gegen «Asyl-Massenquartiere» und die allgemeine Flüchtlingspolitik und die anderen gegen «die rechte Hetze». Der Vizebürgermeister und Vertreter der FPÖ (vergleichbar mit der SVP in der Schweiz) Johann Gudenus meinte: «Wir wollen ein Zeichen setzen, dass wir bereit sind, auch für unsere Sicherheit einzustehen. Für unsere Identität. Für Schutz unserer Frauen und für den Schutz unserer Kinder. Was wir aber in den letzten Wochen und Monaten erleben, ist nicht nur ein Angriff gegen unsere Werte, es ist ein Angriff gegen unsere Frauen und gegen unsere Kinder. Und dagegen wehren wir uns demokratisch und friedlich. So wie heute.»

Kleiner Exkurs in die Tiefenpsychologie

Carl Gustav Jung verstand unter dem Selbst ein dem Individuum innewohnendes Entwicklungsprinzip. Der 1875 in Kesswil geborene Psychiater sah in der Entfaltung dieses Selbst den Urrgrund des personalen Werdens. In der analytischen Psychologie ist das Selbst die letzte Stufe der Individuation. Umgangssprachlich kann unter der Individuation die vollständige Entwicklung zu einem eigenen Ganzen verstanden werden.

Um das Selbst optimal zu entwickeln, dazu bedarf es der Empathie, der Fähigkeit, sich in ein Gegenüber hineinzuversetzen. Die Entwicklung des eigenen Einfühlungsvermögens nimmt in der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie einen hohen Stellenwert ein und hängt sehr stark von der elterlichen Einfühlung ab. Je nachdem, wie ausgeprägt das Einfühlungsvermögen der Eltern ist, wird das Kind eine starke, schwache oder im ungünstigsten Fall überhaupt keine Fähigkeit und Bereitschaft entwickeln, Gedanken, Emotionen und Persönlichkeitsmerkmale in einer anderen Person zu erkennen und zu verstehen. Arno Gruen sah in seinem 2013 erschienen Buch *Dem Leben entfremdet* das abstrakte Denken als Gegenspieler der Empathie. Er meinte damit, dass da, wo das Mitfühlen versagt, rationale Argumente zum Tragen kommen. Diese sind insofern abstrakt, als sie nicht dem menschlichen wahren Wesen entsprechen. Ein gesunder, mit sich im Reinen stehender Mensch würde immer einem Leidtragenden helfen.

Ferner lernt das Kind, das zu wenig Liebe erfährt, schon ganz früh, den Erwartungen der Eltern zu entsprechen, um eine Bindung mit ihnen zu haben. So akzeptieren Heranwachsende das verzerrte Selbstbild, welches Eltern von sich haben, und nehmen es als real wahr. Hier spielen unerfüllte Wünsche der Eltern eine Rolle. Die nichtgehabte oder verpasste Chance des eigenen Lebens soll vom Nachwuchs nun kompensiert und gelebt werden. Der Preis für diesen psychologischen Kraftakt ist ein verneintes Selbst und ein Verlust der Empathie in unterschiedlichen Schweregraden.



Demo und Gegendemo am 14. März in Wien. (Bilder: derstandard.at)





Gruen geht davon aus, dass ein Drittel aller Menschen unter solchen Umständen heranwächst. Auf dieser verzerrten Realitätswahrnehmung fusst ein Bedürfnis vieler Menschen, autoritäre Volksverhetzer zu bejubeln. Warum? Das eigene verneinte Selbst wird gehasst, weil es zum Opfer gemacht wurde, was wiederum verneint werden muss. Nun wird das eigene Opfer im Aussen bestraft, um die eigene Schuld zu verleugnen, denn die Betroffenen fühlen sich schuldig für die vermeintlichen Schwierigkeiten, die sie mit ihren Eltern hatten in einer Zeit, als das Selbst noch funktionierte.

Zurück nach Wien

An dieser Stelle kehren wir nach Wien zurück zum Vizebürgermeister. Ob er sich nun tatsächlich vor den anreisenden Flüchtlingen fürchtet oder nicht, sei dahingestellt. Tatsächlich jedoch schürt er offensichtlich die Unsicherheit in der Bevölkerung und trifft bei dem oben beschriebenen Drittel der Bevölkerung auf fruchtbaren Boden. Will man Gruen glauben, bleibt der Mechanismus stets der Gleiche: Das gedemütigte Kind ist unfähig, seine Wut gegen seine Eltern zu richten. Der tiefe Wunsch nach Liebe verwehrt ihm diese Möglichkeit. Entweder richtet der Heranwachsende die Aggression gegen sich selbst und entwickelt im Erwachsenen-dasein selbstzerstörerische Verhaltensweisen, oder er richtet seine Wut scheinbar willkürlich auf Menschen oder Gruppen, die schwächer sind als er. Hier liegt der Nährboden für jeden Hetzer. Seine Klientel sind die einst Unterdrückten. Wertet man Ausländer, Flüchtlinge, Russen, Muslime oder wen auch immer ab, fühlt man sich selbst etwas bedeutsamer. Die Bereitschaft zu Hass und Gewalt wurzelt ausnahmslos im unbewussten Selbsthass – so Gruen. Die Wut im Aggressor und Hassprediger wurde in frühester Kindheit durch die Unterdrückung des Eigenen entfacht und sucht nun nach alternativen Opfern.

Ein Ausweg

Vielleicht boomen Yogaklassen, Meditationskurse und Achtsamkeitsübungen heute mehr denn je, weil Menschen einen Weg suchen, zurück zu sich selbst zu finden. Die Schäden an unserem Planeten sind so offensichtlich, dass unsere destruktive Lebensweise für keinen verborgen bleibt. Das Leid, das wir unseren Mitmenschen, den sogenannten Nutztieren und anderen Gruppen zufügen, resultiert aus dem Raubbau an uns selbst. Gelingt es uns, ein erweitertes Bewusstsein zu schaffen, könnte das der Weg in eine gesündere Zukunft sein.

Tom Straub, 1975 in St.Gallen geboren, ist Psychologe und lebt seit 2003 in Wien.





Mindfulness Based Stress Reduction

nach Jon Kabat-Zinn

«Wir können die
Wellen des Lebens
nicht aufhalten,
aber wir können lernen,
auf ihnen zu surfen.»

(Jon Kabat-Zinn)

Stressbewältigung durch Achtsamkeit
Acht-Wochen-Kurs



Photo: ©Peter Käser

Nächste Kurse

25.04. – 20.06.2016

11.05. – 29.06.2016

Kursort

Feldenkreis Praxis
Spitalgasse 4
9000 St. Gallen

Kursleitung

Marco Santi
Tel. 078 943 08 32
santimarcosanti@gmail.com
www.marcosanti.info

Mi–Fr: 10–12 / 13.30–18 Uhr
Sa: 9–16 Uhr
Taastrasse 11
9113 Degersheim



Übrig.

Eine Ausstellung im Jüdischen Museums Hohenems
10. April bis 2. Oktober 2016



25 Jahre
Jüdisches Museum
Hohenems

Museum und Café:
Di bis So 10–17 Uhr
Schweizer Str. 5, Hohenems
www.jm-hohenems.at

JÜDISCHES
MUSEUM
HOHENEMS



Vom kulturellen Brachland

Neulich verblüffte mich ein Taxilenker, als er ein ausländisches Ehepaar aufklärte, Bregenz sei der Hafen von Dornbirn. Das Verblüffende daran war das ehrwürdige Alter dieses Witzes, ich hatte ihn zuletzt in meiner Jugend gehört. In den 1950er- und 1960er-Jahren gab es im Volksmund eine Konkurrenz zwischen den beiden Städten, das kleine Bregenz war Landeshauptstadt und hatte die damals noch sehr provinziellen Festspiele, das um ein Drittel grössere Dornbirn konterte mit dem wirtschaftlichen Grossereignis «Dornbirner Mustermesse». Die Dornbirner hielten die Bregenzer für arrogante Wichtigtuer und beamtete Sesselfurzer, die Bregenzer die Dornbirner für die stark ruralen Bewohner eines aus mehreren Kuhdörfern zusammengewachsenen Kaffs ohne Urbanität. Wenn damals Bregenzer über Dornbirn spotteten, war gewiss von Viehtrieb in der Innenstadt die Rede, und die Dornbirner nannten im Gegenzug Bregenz den Hafen von Dornbirn.

Wie gesagt, das alles ist lange her, oder jedenfalls schien es mir so. Am 10. März lese ich in einem Bregenzer Gratisblättchen in der Kolumne eines Bregenzer Journalisten zum Thema Bewerbung für die «Europäische Kulturhauptstadt»: «Dass kulturelles Brachland wie etwa Dornbirn, das nur dank der grössten Anzahl von Blasmusikkapellen überzeugt, die kulturelle Speerspitze des Kontinents darstellen soll, mag sich mir nicht erschliessen. Bregenz, an der Einwohnerzahl gemessen ohnehin ein kultureller Gigant, kann das aber alleine nicht schaffen, meint der im Juli ins Burgenland abwandern- de Stadtmarketing-Chef Christoph Thoma, Motor des Ganzen.»

Dornbirn «kulturelles Brachland», Bregenz «ein kultureller Gigant» – Nachtigall, ich hör dir trapsen!

Zwei Tage später schrieb ein anderer, älterer Bregenzer Journalist in den «Vorarlberger Nachrichten» Besinnlicheres zum Thema, wobei mir vor allem seine Einleitung zu denken gab: «Vor kurzem wurde ich von einem hochrangigen Vertreter der Vorarlberger Kulturadministration gefragt, wie denn eigentlich meine Position zu einer möglichen Bewerbung Vorarlberger Städte zur Europäischen Kulturhauptstadt sei.» Ich hatte gar nicht gewusst, dass es offenbar gleich mehrere «hochrangige» Vertreter der Vorarlberger Kulturadministration gibt, und rätsle immer noch herum, wen der Journalist da getroffen haben mag und wie hoch dessen Rang in den Reihen der regionalen Kulturmandarine gewesen sein kann. Die Meinung des Journalisten war übrigens, dass er es für das Beste hielte, wenn man die Bewerbung abgäbe, dann aber letztlich nicht gekürt würde. Der Nutzen käme aus den intensiven Gesprächen, die im Vorfeld geführt werden müssten und in denen Kontakte zwischen den Gesprächspartnern – eventuell auch über die Landesgrenzen hinaus – vertieft würden, die zu gemeinsamen Veranstaltungen führen könnten.

Auch in dieser Kolumne war von Konkurrenz die Rede: «Aber auch in Vorarlberg selbst war es ja nicht so, dass sich die Städte oder Regionen zu besonderer Zusammenarbeit drängten. Vielmehr lebte man ein Konkurrenzdenken, das manchmal auch kuriose Formen annahm.»

Man muss übrigens nicht gleich Sozialdarwinist sein, um dieses kleinräumige Konkurrenzdenken nicht nur schlecht zu finden, denn es führt ja auch zu einer gewissen Vielfalt und hin und wieder zu Solitären. Der Neubau des Kultur- und Kongresszentrums Montforthaus in Feldkirch sähe vielleicht weniger beeindruckend aus, wenn es die Feldkircher nicht den anderen Städten einmal hätten zeigen wollen.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

Das einsame Blöken

Es war kurz vor der Abstimmung zur Durchsetzungsinitiative, und vor der KB trafen sich parteiunabhängig ein paar politische Menschen, die mit einem kurzen Demonstrationzug durch die Vorstadt zeigen wollten, wo sie in diesem Abstimmungskampf standen. Ich war für die «Schaffhauser Nachrichten» da und schrieb mir fleissig Eindrücke auf: beeindruckend viele Teilnehmende, an ihrer Spitze ein ebenfalls eindruckliches Kunst-Gebilde, ausserdem zwei verkleidete Menschen, die so etwas Aufmerksamkeit auf die kurze Aktion ziehen wollten. Einer von ihnen, ein vielleicht 50-jähriger Mann, trug einen überdimensionalen Hut in der Form eines Schafs. Er blökte. «Sei kein Schaf», stand auf seinem Flyer.

Langsam setzte sich die Menschengruppe in Bewegung, das Kunstgebilde liess sich wie ein riesiges Rad stossen, es tauchten ein paar kleinere Schilder auf, wie an einer Demo üblich, man wandelte langsam gen Fronwagplatz. Ich wartete brav darauf, dass die Demonstration Schwung bekam, wartete und wartete, plauderte mit ein paar Bekannten, winkte dem Pressefotografen zu. Der Umzug war kein langer, und nach ein paar Minuten merkte ich, dass er seinen Höhepunkt schon erreicht hatte. Oder eben nicht. Es war eine Art langsamer Spaziergang, ein Treffen unter Gleichgesinnten, die sich murmelnd austauschten ... Aber zu hören war nichts. Keine Rufe. Keine Parolen. Keine Trillerpfeifen, kein Lärm. Von weitem blökte der Schafsmann. Hätte man dieser Anti-DSI-Demo nur gelauscht, man hätte meinen können, es sei ein friedlicher Vereinsausflug.

Irritiert blickte ich um mich. Merkte denn niemand, dass die Demo-Rufe vergessen wurden? Oder war einfach niemand wütend genug? Die Schilder enthielten klare Ansagen, und das Anliegen war mit Sicherheit brisant. Nur die Umsetzung verlief mit einer Bravheit, die mich rasend machte. Schaffhausen, empör dich!

Das gilt übrigens auch für dich, Neuhausen. Aber nein, das Publikum des Kinotheaters Central lachte sogar an den Stellen, an denen Andreas Thiel gar keine Pointe geplant hatte. Kein Wunder, hatte «Schauwerk – das andere Theater» Herrn Thiel wieder eingeladen, obwohl er eigentlich in Schaffhausen hätte auftreten sollen. Herrje. Ich weiss, die Diskussion um guten Humor ist anstrengend und endlos, aber ich habe den bescheidenen Anspruch, dass dunkelhäutige Menschen in einem «Comedy»-Auftritt nicht ausnahmslos (!) mit einem Begriff bezeichnet werden, den sich normalfunktionierende Menschen in den vergangenen Jahrzehnten zu Recht abgewöhnt haben. Dass die «Rassismus-Strafnorm» zur «Satire-Strafnorm» verharmlost wird, gehört ebenfalls nicht zu meiner Definition von lustig. Problematisch finde ich einerseits, dass Thiel seinen Humor als intelligent und frech lobt – und andererseits, dass Comedy-Auftritte in der Munotstadt sonst tatsächlich eher etwas oberflächlich und brav sind. Die kecken Jungs von Bliss räkeln sich jährlich zur Weihnachtszeit im Stadttheater um ihre Mikrofone, stets tunlichst auf Familien-Toleranz bedacht. Marco Rima und Divertimento können auch nicht gerade innovativ genannt werden.

Wo sind sie, die aufstrebenden jungen Komikerinnen und Komiker? Gibt es die wirklich nicht, kulturbedingt? Oder erhalten sie keine Bühne? Schaffhausen könnte es gut tun, mal eine Open Night für Nachwuchs-Lustige zu veranstalten. Wie ein Poetry Slam, bloss ohne Poesie und Whisky (nichts gegen Poesie und Whisky). Dann könnten sie sich unter Beweis stellen, diejenigen, die sich eben noch gerne aufregen, und könnten die Machtstrukturen von unten nach oben statt umgekehrt verhöhnen. Damit es nicht beim einsamen Blöken bleibt.

Anna Rosenwasser, 1990, schreibt für die «Schaffhauser Nachrichten» und das Kulturmagazin «Coucou».

Wir sind Mitte



Vor lauter Mitte erschwerte Sicht: Wahlplakate und andere Hinweise im Thurgau. (Bild: Rolf Müller)

Hier die Prognose für die Thurgauer Grossratswahlen am 10. April 2016: Es wird nicht viel passieren.

Im Vorfeld richtete, soweit bekannt, bisher einzig eine grüne Kantonsrätin grösseren Schaden an. Einen für 1556 Franken. Blech. Das kam so: Sie guckte bloss von ihrem Wahlplakat auf die Strasse und ein Autofahrer zu ihr statt nach vorn – und peng! Ein voller Erfolg.

So viel Aufmerksamkeit erhalten Konterfeis anderer Kandidierender, die von Kandelavern und an Strassenecken und auf Feldern lächeln, höchst selten. Oft versperren sie nur die Sicht. Auf die Strasse, das Land, den Horizont, auf wichtigere Dinge.

Macht aber nichts. Wahlen sind wie Termine bei der Dentalhygiene. Notwendig. Gut, sie zu haben. Auf Facebook kursierte kürzlich im Zusammenhang mit der deutschen AfD ein Bonmot: Wählen ist wie Zähneputzen. Tut man es nicht, wird es braun. Im Thurgau droht diese Gefahr nicht. Weil alle gern ein bisschen Mitte sind. Mit Peaks nach links und rechts. Auch die SVP als stärkste Partei. Es gibt wohl drum keinen offensichtlichen Wahlkampf. Weil Extreme fehlen, an denen sich zu reiben lohnte.

Das hat Vor- und Nachteile. Und war nicht immer so. In den 90er-Jahren sassen auch hier die Autopartei (die, dem Universum seils geklagt, zur Freiheitspartei mutiert sogar mal einen Nationalrat stellte) oder die Schweizer Demokraten (SD) im Rat. Ausserparlamentarisch rührig um die EWR-Abstimmung herum waren weiter die Junge SVP, der Auns-Stützpunkt, die Katholische Volkspartei (KVP) oder der Rütlibund. Alle hauten auf die Pauke, setzten im Orchester aber keine bleibenden Akzente.

Was nicht heisst, dass es im tendenziell als rechtsbürgerlich verschrien Thurgau kein Potential für unappetitliche Sammelbewegungen rechts der – hierzuland

de moderaten – SVP gab. Vor gut 20 Jahren lag dieses Potential sogar da wie ein politischer Rohdiamant. Aber niemand hatte die Chuzpe, Intelligenz oder bloss die Unverschämtheit, es zu schleifen, einzuschwören und abzurichten.

Zum Glück. Die einen waren zu jung (Exponenten der damaligen Jungen SVP), politisch zu dumpf (der langjährige SD-Präsident), andere zu monothematisch wie die Autopartei, die Auns oder die KVP und andere Freaks des Alten Testaments. Letztere nahm der Zeitgeist auf, verdaute sie und schied sie wieder aus. Noch im Stoffwechsel begriffen ist aktuell die Pegida Schweiz, deren Präsident im Thurgau lebt. Zwar haben die Retter des Abendlandes das Pulver nicht erfunden, zum Zündeln reicht es aber allemal. Das Polit-Establishment hält Distanz; zu offenkundig extrem sind die Ziele.

In den etablierten Parteien sind Brachialkräfte heute pensioniert oder integriert, der rechte Flügel der SVP gibt sich smarter. Mit der FDP ist wieder zu rechnen. Die SP will den Kapitalismus nicht abschaffen. Den Grünen gibt kein Kretschmann und kein Fukushima Rückenwind. Die CVP bettet sich wieder öfters nicht unbequem in der Mitte. GLP und BDP stehen, nein, liegen da auch noch so rum.

Bei den Kantonsratswahlen bewerben sich 914 Personen auf 50 Wahllisten für 130 Sitze, davon 114 bisherige Ratszugehörige. Es wird Anpassungen analog nationaler Entwicklungen geben. Mehr nicht. Solange im Land keine politischen Dämme brechen, kommt der nächste rechte Heilsbringer nicht aus dem Thurgau. Zwar bellen auch hier Hunde, doch sind die Karawanen noch immer weitergezogen.

Rolf Müller, 1967, macht Kommunikation im Thurgau.

Landentwicklung

Letztthin sind wir in die Stadt gegangen. Nicht nach St.Gallen, die wir hier in Innerrhoden «die Stadt» nennen, sondern nach Zürich, also nach Züri. Dort haben wir uns die Zürcher Hochschule der Künste im Toni-Areal angeschaut. Die liegt in Zürich West, einem Flecken Zürich, der von der Stadtentwicklung in den letzten Jahren ganz besonders profitiert hat. Das investierte Geld sieht man da nicht auf den Bäumen wachsen, gepflanzt wurde nicht allzu viel. Es klebt eher an den Fassaden der durchdesignten Gebäude und liegt im Pflaster der urban betonigen Plätze und Wege. Ziel dieser Stadtentwicklung ist, salopp ausgedrückt, dass da etwas los ist, dass Leben ins Quartier kommt. Leute sollen sich aufhalten, rumhängen, kommunizieren, konsumieren, ein jeder ist willkommen, Friede, Freude, wunderbar.

Das will ich hier auch! Städte haben Stadtentwicklung – haben wir Landentwicklung? Ich denke dabei nicht an die Erhöhung des Milchpreises, die Senkung der Unternehmenssteuer oder die Schaffung von Naherholungsgebieten, sondern an, mit städtischer Standortmarketing-Zunge gesprochen: Plätze für Kultur, Zonen für Begegnung und Freiräume ausserhalb der eigenen Thujahecke. Blättert man in unserer Informationsquelle Nr. 1, dem «Appenzeller Volksfreund», sieht man, wohin die öffentlichen Gelder in nächster Zeit fliessen werden: in Sportanlagen und Parkplätze. Begegnungen sind also geplant. Zum Beispiel zwischen Seilziehfrauen und Beachvolleyballmännern, zwischen Tenniskids und Fussballsenioren, zwischen Freizeitplanschern und Wettkampfschwimmerinnen. Auch der Landgemeindeplatz, bis anhin ein gegen Norden schräg abfallender Parkplatz mit einer Linde im Zentrum, wird sanft umgebaut. Die Linde und das Bänkli rundherum bleiben, die den Landgemeindeplatz quer durchschneidende Strasse wird ihre Kurve verlieren und eine scharfe Biegung kriegen. So werden die Anzahl der Parkplätze erhöht und damit wohl auch die Begegnungen zwischen Autofahrern zunehmen.

Zonen für die allgemeine Nutzung sind im Dorf und in Dorfnähe also im Entstehen begriffen oder werden umgestaltet. Fragt sich nur, weshalb am öffentlichen Raum so herumgebastelt wird, dass von Anfang an klar ist, wer dort wem wie wieso und wie lange begegnen soll. Eine Wiese mit Bänken statt Fussballplätzen, ein Platz mit Bäumen statt Strassen und Autoabstellplätzen – das wären Freiräume. Aber das hängt wohl von den Ohren ab, in die gesprochen wird. In anderen mag es nach zwecklosen Investitionen und prädestiniertem Chaos klingen.

Melina Cajochen, 1982, arbeitet im Bücherladen Appenzell.

Paris – Ankara



Nach den Anschlägen in Paris hiess es überall: «pray for Paris», «betet für Paris». Jede zweite Person, die mit mir auf Facebook befreundet ist, änderte ihr Profilbild und färbte es mit der französischen Tricolore ein. Plötzlich trauerten so viele Menschen wie noch nie. Millionen waren bei dem Trauermarsch in Paris auf den Strassen, über 40 Staats- und Regierungschefs schritten Arm in Arm über den Léon-Blum-Platz im Gedenken an die Terroropfer von Paris.

War die Betroffenheit so gross, weil uns Paris näher ist als die Städte in Syrien, dem Iran oder sonstwo? Oder sind uns die anderen, die in der Türkei, in Syrien oder in Kenia sterben, einfach egal?

Letztes Jahr sind in Kenia 148 Menschen ums Leben gekommen bei einem Anschlag der Al-Shabaab-Miliz auf eine Universität. Der Grossteil der Opfer waren Studenten. In Syrien sterben täglich Menschen an Folgen der grausamen Taten des IS – aber das interessiert niemanden. Es ist zu weit weg.

Jüngst gab es mehrere Anschläge in der Türkei. Am 13. März sind in Ankara 37 Menschen von einer Autobombe in den Tod gerissen worden, 120 wurden verletzt. Nach diesen Anschlägen sah ich keine einzige Person, die auf Facebook trauerte oder etwas darüber gepostet hat.

Gibt es einen Unterschied zwischen den Opfern dieser Terrorattacken? Sind wir wirklich so gehirngewaschen, dass wir uns nur für das interessieren, dem die Medien Aufmerksamkeit geben?

Ich will da nicht einfach mitmachen und wie ein Roboter funktionieren. Deshalb habe ich damals nach den Anschlägen in Paris gar nichts für die Öffentlichkeit gepostet – weil ich es auch davor schon nicht gemacht habe. Das heisst nicht, dass ich in Gedanken nicht bei den Opfern bin – ob in Paris, der Türkei, in Kenia oder anderswo.

Yonas Gebrehiwet, 1996, ist vor knapp fünf Jahren aus Eritrea in die Schweiz gekommen. Er wohnt in Rheineck und beendet im Sommer seine Ausbildung zum Textiltechnologen.